

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 12

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kommentare

KAISERAUGST: ANTWORTEN, ABER KEINE LÖSUNG!

«Wie soll es weitergehen?» – Diese in unserem Kommentar zu den Vorgängen in und um Kaiseraugst im Novemberheft aufgeworfene Frage hat rascher, als erwartet werden durfte, eine Antwort gefunden. Zunächst hat die Kernkraftwerk Kaiseraugst AG mit einem zu Beginn der letzten Oktoberwoche beim Bundesrat eingetroffenen Schreiben allen Spekulationen auf einen allenfalls noch möglichen freiwilligen Verzicht auf die «Rahmenbewilligung» für den Kraftwerkbau ein Ende bereitet. Darauf hat der Bundesrat in der gleichen Woche noch den im September ausgesetzten Entscheid gefällt und die nachgesuchte Bewilligung erteilt. Der Kommentar war zu dieser Zeit gedruckt – es konnte auf die letzten Ereignisse nicht mehr eingegangen werden. Das sei heute mit einem kurzen Kommentar-Zusatz nachgeholt.

Was hat sich geändert? – Weniger, als man gerne gehofft hätte. Zu dem Wenigen gehört die nüchterne Feststellung, dass nun das Verfahren den vom Gesetz vorgezeichneten Weg nehmen kann, den es schon im September hätte nehmen können. Wie der zuständige Energieminister, Bundesrat Schlumpf, der den völlig überraschten Bundeshausjournalisten noch während der Bundesratssitzung den neuen Beschluss vom 28. Oktober persönlich eröffnete, freimütig eingestand, war der für die Erteilung der Rahmenbewilligung ausschlaggebende Vorent-

scheid schon am 21. September gefallen: Mit der Bejahung der Bedarfsfrage für ein weiteres Kernkraftwerk der Tausend-Megawatt-Klasse waren die gesetzlichen Voraussetzungen für die Bewilligung gegeben. Ein Widerruf der längst vorliegenden Standortbewilligung sei angesichts der übereinstimmenden Beurteilung aller angerufenen Experten nicht mehr in Frage gekommen. Die Verzögerung war nach der offiziellen Darstellung allein durch die Hoffnung bewirkt worden, es möchte die Baugesellschaft mit einem Verzicht den sachlich nicht anfechtbaren Entscheid erübrigen und damit dazu beitragen, dass die mit Bestimmtheit zu erwartenden politischen Komplikationen umgangen werden könnten. Die heikle Entschädigungsfrage wurde auch jetzt vorsichtig umgangen.

Damit zum dicken Rest der offen bleibenden Fragen: Mit der formellen Erteilung der Bewilligung durch den Bundesrat ist nun gemäss erst kürzlich revidiertem Verfahren dieser Entscheid dem Parlament zur Genehmigung zu unterbreiten. Das Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement wird dem Bundesrat laut Schlumpf «in Bälde» eine diesbezügliche Botschaft zuhanden der Eidgenössischen Räte vorlegen. Nach Verabschiedung der Botschaft durch das Regierungskollegium wird es Sache der beiden Kammern sein, sich mit der Frage «Rahmenbewilligung Kernkraftwerk Kaiseraugst» auseinanderzusetzen. Also

vorerst nur eine Verschiebung der Ebene, auf der die Verhandlungen stattzufinden haben.

An deren Ausgangslage hat sich materiell nichts geändert. Insbesondere ist die Entschlossenheit in der betroffenen Region Basel, sich mit einem aufgezwungenen Kernkraftwerk keinesfalls abzufinden, unverändert. Unverzüglich haben sich, wie nicht anders zu erwarten war, die Organisationen der AKW-Gegner mit entsprechenden Verlautbarungen gemeldet. Sie haben nach kurzen persönlichen Stellungnahmen ihrer Wortführer und ersten Missfallenskundgebungen in Basel, Liestal und Kaiseraugst zu einer neuen Grossdemonstration auf dem Kraftwerkgelände aufgerufen, zu der am letzten Oktobersamstag eine eindruckliche Volksmenge aufmarschierte. Die Teilnehmerschätzungen schwanken zwischen 10 000 und 20 000 Personen. Obwohl das jugendliche Element überwog, ist die Protestveranstaltung diszipliniert verlaufen. Die Veranstalter haben sich bemüht, überbordende Anwandlungen «vor Ort» in Schranken zu halten. Leider ist ihnen die Kontrolle nachher entglitten: an verschiedenen Orten sind wieder Anschläge gegen das Eigentum von Initianten des Kraftwerkbaus ausgeführt worden. Die Gegnerorganisationen haben sich davon distanziert, doch ist die angeheizte Stimmung nicht zu übersehen.

Sie findet ebenfalls ihren Ausdruck in Äusserungen der Regierungen und der Parlamente der beiden Basler Halbkantone. Es wird darin dem Bundesrat eine völlige Verkennung der ernstesten Situation zum Vorwurf gemacht und betont, dass es nicht angehe, dem eindeutig bekundeten

Volkswillen in der Nordwestecke des Landes mit keinem Wort Rechnung zu tragen. Man werde alles unternehmen, um mit legalen Mitteln den unerwünschten Bau zu verhindern.

Wie wird das eidgenössische Parlament auf diese Situation reagieren? Eilig recherchierende Medienleute haben schon am Tag nach dem Bundesratsbescheid Berechnungen veröffentlicht, wonach dem Bundesrat die Unterstützung des Ständerates sicher wäre, im Nationalrat hingegen das Kräftemessen spitz auf spitz stünde, wobei man aber letztlich auch hier wohl auf ein Überwiegen der Stimmen aus dem wirtschaftsfreundlich und gegen die Mobilisierung von Emotionen eingestellten bürgerlichen Lager rechnen könne.

Vorhersagen jeglicher Art erscheinen heute als voreilig. Die harte Lösung mit allen ihren politischen Konsequenzen ist denkbar. Doch ist die «weiche Tour» nicht auszuschliessen, die entweder mit der Auflage erschwerter Bedingungen der Bauherrschaft die Verwirklichung des Werks praktisch verunmöglichen oder durch Anordnung eines «Kernkraftwerk-Moratoriums» auf ein Abwarten hinarbeiten würde, das wegen einer möglichen Verschärfung der Versorgungslage die Widerstände schmelzen oder wegen einer Entschärfung den Bau eines weiteren Werkes als hinfällig erscheinen lassen könnte.

Leider ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, dass ein Parlament, dessen Mitglieder schon auf die Bestätigungswahlen vom Oktober 1983 hin politisieren, ebenfalls in Verzögerungstaktik macht.

Arnold Fisch

ANATOMIE EINES SIEGES

Noch am 18. September, also genau einen Monat vor den Parlamentswahlen, hatte Griechenlands Staatspräsident Konstantinos Karamanlis dem Schreibenden im Laufe eines einstündigen Privatgesprächs gesagt: «Ich glaube nicht, dass eine der beiden grossen Parteien die absolute Mehrheit im Parlament erhält. Es wird wohl eine Art Pattsituation entstehen. Möglicherweise erhält die Nea Dimokratia ein paar Parlamentssitze mehr als die Panhellenische Sozialistische Bewegung (Pasok). Wir gehen einer Periode der politischen Instabilität entgegen. Meine verfassungsrechtlichen Prärogativen sind zwar nicht so einschneidend wie man gemeinhin annimmt. Dennoch werde ich nicht umhin können, alles Mögliche zu unternehmen, damit das Land, etwa durch die Bildung einer Koalitionsregierung, ein gut funktionierendes Kabinett erhält.»

War der Wunsch Vater dieser Gedanken? Machte sich Karamanlis, der sonst über kein schlechtes politisches Sensorium verfügt, selber etwas vor, weil ihm die Vorstellung unerträglich schien, dass Pasok-Führer Andreas Papandreou, der Sohn seines grossen Widersachers der sechziger Jahre, Georgios Papandreou, einen eindeutigen Wahlsieg erringen könnte? Sträubte sich das Staatsoberhaupt dagegen, sich mit der keineswegs so fern liegenden Eventualität einer schmerzlichen Niederlage der einst von ihm ins Leben gerufenen Regierungspartei vertraut zu machen? Die Beschäftigung mit diesen Fragen hätte nunmehr lediglich

historischen Charakter, da es ja anders kam, als der «strenge Nordgriechen» es sich vorgestellt hatte. Am 18. Oktober 1981 fand, um die sicherlich hochtrabende, aber dem hellenisch-mediterranen Naturell offenbar sehr angemessene Terminologie der Pasok-Bewegung zu benützen, das «Rendez-vous mit der Geschichte» statt: Papandreou's Partei vereinigte etwa 48 % der Stimmen auf sich und ist mit 172 Sitzen im neuen Parlament vertreten. Die einst mächtige Nea Dimokratia ist nun mit etwa 36 % der Stimmen und 115 Parlamentssitzen die zweitstärkste politische Kraft, die sogenannte Axiomatiki Antipolitefsi, im 300köpfigen Abgeordnetenhaus. Die moskautreue KP Griechenlands (KKE) hat im Vergleich zu den Parlamentswahlen vom November 1977 entgegen ihren hochgeschraubten Erwartungen (sie wollte die 17 %-Marge erreichen) ihre Stimmzahl nur unwesentlich vergrössern können. Mit etwa 11 % der Stimmen und 13 Parlamentssitzen stellen die «orthodoxen» Kommunisten die drittstärkste Parlamentsfraktion. Alle anderen Parteien, Gruppen und Grüppchen sind aus den Wahlen leer ausgegangen.

Pasok gegen Dexia

Der grossartige Sieg der Panhellenischen Sozialistischen Bewegung geht auf verschiedene Faktoren zurück: Die Wählerschaft hat das durch das Hinüberwechseln Karamanlis' vom Ministerpräsidenten- ins Präsi-

dialamt entstandene politische Vakuum mit der Option für eine andere «charismatische», dem hellenischen paternalistisch-personalistischen Denken entsprechende Persönlichkeit füllen wollen. Andreas Papandreou hat dabei gerade von der Tatsache profitiert, dass die Wahlen gleichsam unter der Schirmherrschaft des «strengen Nordgriechen», des «Garanten für ein freiheitlich-demokratisches Regime», durchgeführt worden sind. Solange Karamanlis da sei, so dachten viele Wähler, könne das Experiment mit Papandreou kein abenteuerliches Ausmass annehmen. Der Panhellenischen Sozialistischen Bewegung sind zudem die schweren, unverzeihlichen Unterlassungen und Fehler der Nea Dimokratia auf dem sozioökonomischen, administrativen, politischen, kulturellen und ökologischen Sektor zugute gekommen. Eine wichtige Rolle spielte bei der am 18. Oktober 1981 erfolgten Wende der Wunsch breiter Volksschichten nach «Entmachtung der jahrzehntelang fast ununterbrochen herrschenden Rechten» – einer Rechten, die für viele Griechen und Griechinnen sozusagen der Inbegriff des Bösen und der Korruption darstellt. «Schluss mit der Herrschaft der Dexia (der Rechten)» war einer der erfolgreichsten Slogans Papandreous.

Will man diese radikale Ablehnung der Dexia seitens breiter Volksschichten in ihrer ganzen Tragweite erfassen, so muss man sich die Zustände vergegenwärtigen, die für die Zeit der Diktatur Metaxas' (1936 bis 1941), der deutschen Okkupation (1941 bis 1944), des Bürgerkriegs (1946 bis 1949) und der späteren Entwicklungsstapen kennzeichnend waren¹. Die

Pasok-Bewegung, die manchen Résistance-Kämpfer in ihren Reihen zählt, verstand es, aus dem Wunsch nach «Rehabilitierung der durch die Dexia zu Unrecht verfolgten Widerstandskämpfer» Kapital zu schlagen. Zudem denken die jüngeren Wähler politisch anders als ihre Väter und Grossväter – ein Faktor, der vor allem in traditionell konservativen Hochburgen auf dem Land zum Tragen kam. Von der Herrschaft der ihre Klientel beeinflussenden Berufspolitiker (Politeftes) emanzipiert, stimmten zahlreiche Bauern und Bäuerinnen zum ersten Mal nicht für «ihre» traditionellen Parlamentarier, sondern für eine Partei, die – ein Novum in der politischen Geschichte Griechenlands, was die Verhältnisse auf dem Land betrifft – offen für den Sozialismus eintritt. Mit der Emanzipation verbunden war die Abneigung gegen die «Tzakia», die alten Politikerdynastien. Diese Abneigung kam ebenfalls der Pasok-Bewegung zugute, obschon auch in der Partei Papandreous die «Vererbung politischer Macht» nicht unbekannt ist.

Die «grosse Änderung»

Die Panhellenische Sozialistische Bewegung weckte mit dem geschickt gewählten Schlagwort der angestrebten «Grossen Änderung» (Megali Allaji) bei einem grossen Teil des Volkes gewaltige Hoffnungen und Erwartungen. Zwar war Andreas Papandreou, der sich in den Jahren 1974 bis 1981 als Meister der Taktik und der Mobilisierung der Volksseele erwies, erpicht darauf, der Megali Allaji keinen allzu konkreten Inhalt

zu geben. Doch gerade dies machte es ihm möglich, weite Volkskreise – die «Nichtprivilegierten», wie es im Pasok-Jargon heisst – anzusprechen. Die Pasok-Bewegung nennt sich sozialistisch. Sie versteht sich aber nicht als eine Arbeiterpartei, sondern eher als eine Allerweltpartei, von der, wie Papandreou an seinen Wahlversammlungen zu sagen pflegte, nur zehn Familien ausgeschlossen seien. Diesem Populismus hat Andreas Papandreou seinen grossartigen Wahlsieg vom 18. Oktober 1981 weitgehend zu verdanken. Die ganz bewusste Nichtkonkretisierung des Schlagwortes der «Grossen Änderung» ermöglichte es dem Pasok-Führer, im Laufe der dem Wahltag vorausgegangenen Monate seine Sprache immer mehr zu mässigen, von früheren, radikaleren Lösungen sowohl in bezug auf die Innensache als auch auf die Aussenpolitik oft verklausuliert, aber dennoch deutlich loszukommen und somit seine Basis in erstaunlichem Ausmass zu erweitern. Bei diesem Vorgehen kam ihm die durch den Abgang Karamanlis' verwaiste Nea Dimokratia, so paradox das auch erscheinen mag, geradezu entgegen. Zunächst liess sich der Exponent des «harten Flügels» dieser Partei, Evangelos Averoff, später aber auch der einst ein «liberaleres» Image anstrebende Ministerpräsident Georgios Rallis und so mancher andere führende Neodemokrat auf einen Flirt mit der extremen Rechten ein. In eine der Wahllisten der Nea Dimokratia, die sich zu Zeiten Karamanlis' ihres «radikalen Liberalismus» rühmte, wurde sogar ein für seine Folterpraktiken berühmter ehemaliger Sicherheitsbeamter aufgenommen! Das Paktieren der Nea Dimo-

kratia mit Ultrakonservativen und zum Teil auch mit ehemaligen Juntaleuten gab bei den Unentschlossenen den Ausschlag: die Zentristen, die bis zur letzten Minute zögerten, hin- und hergerissen waren, das Programm Papandreous nicht ganz billigten, aber die «zu den alten Praktiken der Dexia zurückgekehrte Nea Dimokratia» stärker ablehnten, votierten schliesslich für die Panhellenische Sozialistische Bewegung. Wenn nicht alles täuscht, wäre der Erfolg Papandreous nicht so deutlich ausgefallen, wenn nicht die Nea Dimokratia kurz vor den Wahlen durch die höchst ungeschickte, rechtsradikal gefärbte Rede Georgios Rallis' am Athener Syntagmaplatz sowie durch andere derartige Demonstrationen die zahlreichen griechischen Liberalen hätte zur Überzeugung kommen lassen, die einst von Konstantinos Karamanlis gegründete Partei habe ihr Image der «droite éclairée» definitiv abgelegt.

Die Wende in Griechenland ist daher weitgehend als kräftiges Nein gegen die Nea Dimokratia zu verstehen. Sie ist aber in hohem Masse gleichzeitig auch ein Ja zu den neuen Kräften, deren ideologisch-politisches Credo vor allem, wenn auch nicht ausschliesslich, die Panhellenische Sozialistische Bewegung artikuliert. Dass viele Griechen, auch ohne hundertprozentige Pasok-Anhänger zu sein, diesmal schon wegen des die grossen Parteien begünstigenden Wahlsystems für die Partei Papandreous gestimmt haben, in der Absicht, die Dexia zu entmachten, ist auch aus den Ergebnissen der gleichzeitig durchgeführten Wahlen für das Europäische Parlament ersichtlich. Hier, wo der reine Proporz zur An-

wendung kam, schnitt die Panhellenische Sozialistische Bewegung etwas schlechter ab, und die kleineren Gruppierungen vermochten gewisse Achtungserfolge zu erzielen. Es drängt sich nun die Frage auf, ob und wie weit die Wende in Griechenland auch einen tiefen historischen Sinn erhalten wird, mit anderen Worten, ob und wie weit zumindest ein Teil jener Vision von einem «besseren und gerechteren Hellas» Realität wird, von der der geschickte Animator der Wählerseelen, Papandreou, sprach und immer noch spricht.

Eine Beantwortung dieser Frage wäre im Augenblick sicherlich verfrüht. Positiv ist zu werten, dass Papandreou, zumindest vorläufig, zu erkennen gibt, dass er das Land ausserpolitisch (Nato, Zypern, USA-Basen, EG) in keine Abenteuer stürzen werde. Positiv zu werten ist auch der Umstand, dass er auf dem sozio-ökonomischen Sektor zunächst einmal behutsam zu operieren scheint. Auf beiden Gebieten könnte sich allerdings eines Tages unter dem Druck der Ereignisse die Lage ändern, und Papandreou müsste dann viel staatsmännisches Geschick an den Tag legen, um der Situation Herr zu bleiben. In bezug auf die Modernisierung des Verwaltungsapparates, die Förde-

rung der Gemeindeautonomie, die Dezentralisierung, die Erziehung, die Überwindung der Kluft von Stadt und Land, den Gesundheitsdienst und anderes mehr steht die Regierung vor dringender Lösung harrender Aufgaben. Findet hier eine wirkliche Wende nicht statt, so wird vielleicht schneller als mancher Grieche heute im Klima der Allaj-Euphorie es für möglich hält, die Stunde der «Wende der Wende» schlagen. Und da es wegen des unglücklichen griechischen Wahlsystems im jetzigen Parlament keine überzeugende Alternative zur Pasok-Bewegung gibt – die Nea Dimokratia ist zu angeschlagen, um in absehbarer Zeit eine solche darzustellen –, würde diese Stunde der «Wende der Wende» gleichzeitig auch der Beginn einer politischen Instabilität darstellen. Zumindest in diesem Punkt würde sich die eingangs erwähnte Prophezeiung Karamanlis' dann bewahrheiten.

Pavlos Tzermias

¹ Siehe darüber Pavlos Tzermias, *Die Gegenwart*, in: Ruetz/Tzermias, *Land der Griechen*, Zürich und München 1981, S. 145 ff., insbesondere S. 150 ff. Vgl. ferner Pavlos Tzermias, *Schwächen und Chancen des Liberalismus im heutigen Griechenland*, *Présence Libérale*, 2/1981, S. 40 ff.

GEDANKEN ZU ZWEI ANKER-AUSSTELLUNGEN

«*Der Maler und seine Welt*» hiess die Ausstellung von fast 300 Werken in der Sporthalle von Ins. Der Spötter möchte schreiben: «*Der Maler und seine Gemeinde*». «*Gemeinde*» wäre

dann nicht Albert Ankers Wohnort, sondern es wären die stillen Verehrer und die Schwärmer, welche von Mitte September bis Mitte Oktober in die Sporthalle pilgerten. Mit demselben

despektierlichen Unterton liesse sich die einen Monat länger dauernde Veranstaltung im Berner Kunstmuseum «Anker in seiner Zeit» umändern in «Anker und seine Verwandten». «Seine Zeit», damit ist Genre- und Idyllenmalerei, ist Naturalismus gemeint. Dass zu «seiner Zeit» französischer Impressionismus, dass dazu van Gogh, Cézanne und Hodler gehören, das wird nicht ins Ausstellungskonzept einbezogen.

Was lehrt uns die Fülle in Ins, wenn wir nicht zur Ankergemeinde gehören? Was gewinnen wir von der Beschränkung in Bern, wenn wir den Zeitraum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1910, Ankers Todesjahr, unter einem erweiterten Blickwinkel betrachten?

Die Popularität stört und fordert heraus. Sie spornt dazu an, dem Gefühlvollen, dem Gemüthhaften, das dem allgemeinen Ankerbild anhaftet, mit nüchterner Betrachtung entgegenzutreten. Künstlerische Werte sachlich zu bestimmen, ist immer ein faszinierender Versuch; denn es gilt, vor jedem einzelnen Werk, vor jedem Gesamtwerk etwas letztlich Unsagbares auf möglichst kleinen Raum einzukreisen. Ein leises inneres Mitschwingen führt dabei den kühlen Blick.

Ich lese in Baudelaires Einleitung zum Salon 1855 anlässlich der Pariser Weltausstellung (Anker weilte damals zur Ausbildung in Paris): «*Il me serait trop facile de dissenter subtilement sur la composition symétrique ou équilibrée, sur la pondération des tons, sur le ton chaud et le ton froid, etc. ... Ô vanité! je préfère parler au nom du sentiment, de la morale et du plaisir.*»¹ Zur Ergän-

zung und zum Vergleich eine Stelle aus einem Brief Theodor Fontanes aus dem Jahre 1874: «*In meinem Gemüte steht es felsenfest, dass es in aller Kunst – wenn sie mehr sein will als Dekoration – doch schliesslich auf etwas Seelisches, zu Herzen Gehendes ankommt und dass alles, was mich nicht erhebt oder erschüttert oder erheitert oder gedanklich beschäftigt ... keinen Schuss Pulver wert ist.*»² Gefühl – Gemüt, moralische Haltung, Vergnügen, Freude am Augenerlebnis. Es sollte möglich sein, solche Worte aus der Kunstkritik des letzten Jahrhunderts auch heute zur Charakterisierung und am Ende zur Würdigung von Ankers Œuvre zu verwenden. Es tut nichts zur Sache, ob der Schweizer Künstler Baudelaire und Fontane gekannt hat, denkbar ist es, er war zweisprachig und seiner Lebtag ein eifriger Leser. Das Merkwürdige der zwei Zitate ist dies: sie könnten beide von Anker stammen. Zum 150. Geburtstag des Malers hat der bernische Pfarrer Robert Meister eine umfangreiche Brief- und Dokumentensammlung herausgegeben. Die französisch geschriebenen Briefe, drei Fünftel von allen, hat er ins Deutsche übersetzt. Ich zitiere im folgenden aus diesen Belegen.

Auf Wunsch des Vaters studiert Albert Anker vier Jahre lang Theologie. Theologie und Malerei – entsteht daraus eine hindernde oder eine fördernde Spannung im Leben? Aus Halle schreibt der Sohn nach Hause: «*Die Kunst ist – wie die Religion – eine Nahrung, welche den Menschen mehr als alles andere frisch erhält.*» Das sagt der Student, für den die Kunst Zeichnen und Malen in der Freizeit und Betrachtung der Alten

Meister bedeutet. Ein Jahr später durchschaut er die Zusammenhänge differenzierter: «*Weit mehr als zur Theologie gibt es die Berufung zur Malerei. Denn ein Theologe benötigt nicht aussergewöhnliche natürliche Talente: eine solide und fromme Erziehung, dies ist alles, was es zum Studium braucht.*» Anker wird sich im Laufe des ernsthaft betriebenen Studiums seines eigentlichen natürlichen Talentes bewusst. Künstlerische Arbeit ist eine aussergewöhnliche Arbeit. Wie Anker solches Ausser-dem-Gewöhnlichen aufgefasst haben will, erläutert er im Brief, worin er seine Absicht, Maler zu werden, bekannt gibt. «*Als Maler werde ich nicht im Geringsten meine Lebensführung umkrempeln. Immer wird es mein Bestreben sein, ein guter Mensch zu werden, mehr als ein berühmter Maler.*» Im Jahre 1855 willigt der Vater ein zur akademischen Künstlerausbildung in Paris. Aus heutiger Distanz können wir über das Lebenswerk seinen Wahlspruch setzen: «*Jeder Künstler hat sein Künstlergewissen, wie jeder Mensch sein persönliches Gewissen hat.*» – «*Je préfère parler de la morale*», äussert sich Baudelaire damals.

Der Künstler hat ein aussergewöhnliches Talent und ein künstlerisches Gewissen. Über Ankers natürliche Begabung sind keine Worte mehr zu verlieren. Wie es sich hingegen mit dem Gewissen verhält, das ist nicht so einfach zu erörtern. Vielleicht ist eben doch dort anzusetzen, wo Baudelaire ausruft: «*Ô vanité!*» Es ist kein vergebliches Bemühen, einen Bildaufbau genau zu verfolgen, Akzente zu beachten, die Wirkungen von Licht und Schatten, von Form und

Farbe kritisch zu beobachten. Denn in der Malerei wird das künstlerische Gewissen optisch wahrnehmbar; für jeden, der dafür empfänglich ist, sichtbar und diskutierbar; das heisst, es wird möglich zu beschreiben, wie es zur Form geworden ist. Wonach der Mensch sein persönliches Gewissen ausrichtet, darüber mag er sich mehr oder weniger bewusst sein. Worauf der Künstler sein Gewissen gründet, das hängt einerseits von seinem natürlichen Talent ab, andererseits von seiner Ausbildung, also von der Richtung, nach welcher seine Anlage gefördert wird. Rückblickend stellen wir fest: Ankers Begabung ist eine zeichnerisch-formale, gepaart mit einem feinen Farbensinn. Durch eine Schulung im Pariser Atelier des Spätklassizisten Charles Gleyre werden die angeborenen Fähigkeiten weiterentwickelt, ohne dass der Schüler zum Nachahmer des Lehrers geworden wäre. Klare Form, die Farbe, in Ton und Intensität der Form dienend und deren Ausdruck steigernd, wird und bleibt der ästhetische Massstab, vor dem Anker sein Arbeiten verantwortet.

Jede Bildanalyse zeigt die Stufe an, die am idealen ästhetischen Massstab erreicht worden ist. Wenn wir uns das oft reproduzierte Mädchenporträt aus der Stiftung Oskar Reinhart vor Augen halten, so spüren wir, wie hier dem Maler ein seinem individuellen Künstlergewissen entsprechendes Werk gelungen ist. Ich meine das hochformatige Hüftbild seiner Tochter Louise. In leicht abgedrehter Frontalhaltung steht das neunjährige blonde Mädchen in der ungefähren Bildachse. Es trägt einen blau-weiss karierten Rock, eine weiss-gelbe lose

Jacke, Ärmel und Kragen mit schwarzem Samt besetzt. Die schwarze Mütze hält es in der Hand. Der Bildgrund ist hell-grau-beige-blau. Jedermann erinnert sich der einfachen Silhouette; jedermann kennt das Bild. Und doch – vor dem Original setzt wieder das Staunen ein. Da fängt der Umriss zu pulsieren an. Das Wort Umriss ist unpassend. Denn es ist ein bestimmtes, doch behutsames Eingrenzen der Form; hier eine feine Trennung zwischen der kühlen Tonalität des Grundes und der warmen des Gewandes; dort ein modellierender Schattenstreifen auf heller Fläche. Die Samtbesätze, die so leicht im Gedächtnis haften, das sind wohlorganisierte Farbflächen. Nicht die Ärmelgarnitur allein ist zu beachten, sondern ebenso die gefütterte Innenseite. Links ein inwendiger schattiger Oliveton, ein Halboval, darüber in begleitendem Bogen die schwarze Manschette. Beim rechten Ärmel fällt Licht auf die Innenseite, der schmale weisse Futterstreifen hebt sich scharf ab von der auffällig breiten Manschette. Zwischen den beiden Ärmelenden ist die Mütze eingefügt. Um ein gleichmässig graues Oval – das Futter – schwingt eine sich verbreiternde und sich wieder verjüngende, mit Lichtstreifen aufgehellte, schwarze Fläche. Ein räumlich plastisches Problem wird an eigentlich Nebensächlichem sorgfältig durchgearbeitet. Durch drei perspektivisch verschiedene Innensichten wird der Raum erschlossen, worin sich das Gestaltvolumen halten kann. In der untern Bildhälfte wird durch den Wechsel von Licht und Schatten, durch die Rhythmisierung von Tiefenangaben der Bildraum geschaffen, in dem

Oberkörper und Kopfpartie ruhen. Das wesentliche Anliegen, nämlich die Porträtaussage, erscheint selbstverständlich, natürlich; sie entwächst einer klaren formalen Basis. Zur Basis gehören noch zwei schwarze Jackenknöpfe, der schmale Samtkragen, die kleine blaue Schleife im Haar: dekorative Verbindung von unten und oben. Das organisatorisch Kompositorische wird im Stofflichen angeschlagen und klingt im Stofflichen aus. So schafft sich der Maler die Freiheit, sich in die Physiognomie des Mädchens zu vertiefen und davon wiederzugeben, was mit bildnerischen Mitteln möglich ist.

In diesem Bild hat Anker sein künstlerisches Ideal erreicht; es gibt in seinem Werk noch etliche von so hohem Niveau. Doch Anker spricht vom Künstlergewissen und nicht vom Ideal. Dem Gewissen ist eher zu genügen als einem Ideal. Das ehrliche Künstlergewissen kennt und akzeptiert seine Grenzen. Im Februar 1868 schreibt Anker an seinen Kollegen und Freund: *«Du bist ‚im Werden‘, hast deine Pläne, berechtigt zu glänzenden Hoffnungen. Du hast noch nicht dein Bestes gegeben; ich habe schon alle meine Talente gezeigt, neue Überraschungen sind von mir nicht zu erwarten. Ich will leben wie ein alter Weiser, dies ist die Tugend der Familienväter. Ich mache mir keine Illusionen und wage mich nicht zu hoch hinauf. Ein Waghals bin ich nie gewesen!»* Erstaunliche Äusserung für einen 37jährigen, für einen, der kaum ein Dutzend Jahre lang seinen Beruf ausübt, ja eigentlich seiner Berufung gefolgt ist. Welch frühes – wir sind geneigt zu sagen – welch verfrühtes Sich-Bescheiden. Haus-

hälterisches – familienväterliches Umgehen mit den eigenen Kräften, und von daher die Gewissheit, das im Rahmen liegende Ziel zu erreichen. Wie fremd uns heute solche künstlerische Haltung anmutet.

Das Sich-Bescheiden, wo zeigt es sich in Ankers Werk? «*Ich ziehe es vor, nur Kinder zu malen, das ist meine Spezialität*» oder an einer andern Stelle: «*Mein Leben lang möchte ich auf keine andern Modelle (als Kinder) angewiesen sein, ausgenommen einige Alte, welche mir Geschichten von früher erzählen ...*» Und als 70jähriger schreibt er: «*Eine Sache, welche ich, soweit ich es vermochte, immer im Auge hatte: das psychologische Interesse, sehr wahrscheinlich ein altes Überbleibsel meiner Theologie ... Gewiss, das ist überlebtes Zeug; heute weiss man, dass die Malerei ohne Krücken gehen kann. Und doch: der Mensch interessiert sich für den Menschen, er wird dennoch immer das hervorragendste Modell sein ...*»

Nicht der Mensch allgemein, sondern die Jungen und die Alten, das ist Ankers «Spezialität», so fasse ich zusammen. Zwei besondere Zustände des Menschseins – die Kindheit, die noch ohne Vergangenheit ist und offen auf die Zukunft hin, und das Alter, das die Vergangenheit kennt, das von der Zukunft allmählich ausgeschlossen wird: beide Zustände haben in diesem Sinne eine reduzierte Physiognomie. Die Mitte hält der tätige, unruhige Mensch – dralle, laute, energiegeladene Wirklichkeit. Dem Alter bleibt die Erinnerung – Distanz zur einmal leidenschaftlich genossenen, stumm oder kämpferisch erlittenen Zeit. Es bleibt noch die

Zeit, «*Geschichten von früher zu erzählen*». Dem Maler erzählen die Alten Individuelles und Überindividuelles. Die Geschichte des gelebten Lebens, die liest Anker aus ihren Gesichtern, aus ihrem Gehaben. Rückwärtsblickend sind die Alten daran, ihren Kreis zu schliessen, sie sind daran, in sich zu ruhen. Die Kindheit kennt auch dies In-sich-Ruhen; sie ruht und kreist in ihrer eigenen Gegenwart. «*In-sich-Ruhen*», der Begriff ist in der Kunstgeschichte geläufig. Die Definition der Klassik und des Klassizismus kann ihn oder ein Synonym nicht entbehren. Anker – Schüler des Klassizisten Gleyre. Das ist nicht entscheidend. Entscheidend ist die geistige Kultur; für den Maler ist das gleichbedeutend mit moralisch-ästhetischer Grundhaltung. Der 70jährige äussert sich: «*Homer ... Dort ist das Modell für alle Zeiten; dort ist Geschmack, Natürlichkeit, Einfachheit, Schönheit, kurz alles Gute zusammengefasst.*» Wie manifestiert sich diese Überzeugung in seinem Werk? Denken wir an die Porträts, an die Kinderporträts im besonderen. Natürlich, einfach, schön sind sie. Und warum? Ich zitiere noch einmal Baudelaire, den Dichter, der sein romantisches Weltgefühl in klassischer Sonettform ausdrückte und der als Kunstkritiker imstande war, klassizistischer und romantischer Gestaltung weitgehend gerecht zu werden: «*Ainsi l'idéal n'est pas cette chose vague, ce rêve ennuyeux et impalpable qui nage au plafond des académies; un idéal, c'est l'individu redressé par l'individu, reconstruit et rendu par le pinceau ou le ciseau à l'éclatante vérité de son harmonie native.*»¹ Im Porträt verbinden sich

Darsteller und Dargestellter, Künstler und Modell. Die Schlichtheit kindlicher Züge und jugendlicher Gebärde korrespondiert mit Ankers eigenstem künstlerischen Fühlen und Wollen. In seinen Kinderbildnissen offenbart sich am reinsten, dass das Ideal von Natürlichkeit, Einfachheit und Schönheit kein langweiliger Akademikertraum ist: hier ist es mit Pinsel oder Stift in lebendige Form gefasst.

Anker hat Homer griechisch gelesen, Lessings Laokoon hat er studiert. Er verstand humanistische Bildung nicht als Dogma, sondern als eine dem Menschen würdige, als in-sich-ruhende Lebenshaltung. In der Kunst und im Leben kommt es, so wie Fontane sagt, *«doch schliesslich auf etwas Seelisches, auf etwas zu Herzen Gehendes an»*.

Mehr als hunderttausend Besucher sind diesen Herbst in der Inzer Ausstellung gewesen. Alle haben dort *«etwas zu Herzen Gehendes»* gefunden, allerdings nicht alle das Gleiche. Die meisten haben dort eine trauliche, freundliche, vergangene Wirklichkeit gesehen. Sie bestaunten genau beobachtete Einzelheiten, verweilten vor einem stillen, sinnenden Gesichtsausdruck; sie erzählten sich in Gedanken die Geschichten weiter, die sie aus den Genrebildern lasen; freuten sich über die – wie sie sagten – getreue Nachahmung der Dinge.

Für die Minderzahl der Besucher ist genau das, was die Menge – die Gemeinde – begeistert, oft die Barriere vor Ankers Werk. Wenn die mitfühlende Menschlichkeit ins Anekdotische abgeleitet, wenn die Liebe zum Detail das Bildganze vernachlässigt, dann decken sich persönliches

Künstlergewissen und allgemeiner göltige bildmässige Formgestaltung nicht. Nüchterne Betrachtung führt gelegentlich zu solchem Befund, öfter jedoch zu feinsten Formzusammenhängen, daher verweise ich nochmals auf das Porträt der Tochter Louise. Hinter dem längst Bekannten, hinter dem schönen Schein, hinter der Lieblichkeit, hinter der Natürlichkeit ist der wägende Kunstverstand des Malers zu suchen und zu finden. Vor Ankers Œuvre ist Baudelaires *«dissenter sur la composition»* keine überflüssige Beschäftigung, keine *«vanité»*. Erst die Erkenntnis seines Kompositionswillens ermöglicht ein neues Erleben seiner Werke. Hingegen ist es *«vanité»* – Eitelkeit, über die Popularität zu spötteln, über die Freude am Schöngemalten, über das gemütvolle Mitfühlen, über die Rührseligkeit zu lächeln. Denn das grosse Publikum sieht – und verlangt – nur ein Übermass von dem, was auch derjenige sucht, dessen Erlebnisfähigkeit nach dem rein Formalen tendiert. *«In aller Kunst kommt es auf etwas Seelisches an.»* *«Je préfère parler au nom du sentiment.»* *«Die Kunst ist – wie die Religion – eine Nahrung, welche den Menschen mehr als alles andere erfrischt.»* Fontane, Baudelaire, Anker – ich möchte sie Humanisten des 19. Jahrhunderts nennen. In der Einheit von geistiger, künstlerischer und menschlicher Bildung sahen sie den Sinn ihres Schaffens. Solche Lebenshaltung geht über Sprach- und Zeitgrenzen hinaus. Verbindung oder Spannung zwischen ethischen und ästhetischen Prinzipien – unter diesen Prämissen ist Albert Ankers Kunst zeitlos.

Elise Guignard

Bibliographische Angaben:

Albert Anker, 1831–1910, Katalog der Gemälde und Ölstudien. Text: Max Huggler. Berner Kunstmuseum 1962. – Anker in seiner Zeit. Text: Sandor Kuthy. Kunstmuseum Bern 1981. – Albert Anker und

seine Welt. Briefe, Dokumente, Bilder. Hrsg. Robert Meister. Bern 1981.

¹ Charles Baudelaire. Critique d'art. Exposition universelle 1855. Pléiade 1976. – ² Theodor Fontane. Fontanes Briefe. Berlin und Weimar 1968.

DAMIT SIE WISSEN, WAS WIR DACHTEN

J. R. von Salis zum 80. Geburtstag

J. R. von Salis, der am 12. Dezember dieses Jahres seinen achtzigsten Geburtstag feiern kann, hat sich als Historiker nie ins Studierzimmer zurückgezogen oder hinter dem Katheder verschanzt, sondern er hat als Zeitgenosse grosser und katastrophaler Veränderungen bis in sein hohes Alter hinein die weiterführenden Übergänge vom Gewordenen und Bestehenden zum Zukünftigen aufzudecken und zu verstehen versucht. Das macht ihn zu einem Gesprächspartner über die Generationen hinweg. Seine Zeitgenossenschaft beschränkt sich nicht darauf, ein Zeuge zweier Weltkriege zu sein. Sein historisches Wissen hindert ihn nicht, der Gegenwart und der Zukunft mit Offenheit zu begegnen. Er lehnt das Neue nicht ab, sondern ist neugierig auf das, was anders ist als das Bekannte. Aber er misst es an seiner Erinnerung, an seinen Erfahrungen, an seinem in die Vorgeschichte hinaus erweiterten Bewusstsein. Er hat Vergleichsmöglichkeiten und nutzt sie. Dass Geschichte nie abgeschlossen ist, sondern ein Prozess, ein Umbruch, etwas, das auch dann fortwährend im Entstehen begriffen ist, wenn viele meinen, die Welt sei nun so und so gestaltet und gefügt, lässt ihn aufmerk-

sam bleiben auf Ideen und Kräfte, in denen sich die Zukunft vielleicht ankündigt. Er ist ein Historiker, der sich nicht scheut, als Publizist seine Meinung zu sagen; er tut es – seinem hohen Alter zum Trotz – mit dem Vertrauen in die gestalterische Kraft des freien Geistes, also niemals doktrinär, sondern argumentierend. Hier soll nicht der Versuch gemacht werden, sein Lebenswerk zu skizzieren, seine wissenschaftlichen und seine literarischen Verdienste zu resümieren und ausserdem aufzuzählen, in welchen Funktionen er sich schweizerischen und europäischen Institutionen und Gemeinschaften zur Verfügung gestellt hat. Er ist, ob er das nun will oder nicht, mit seinem Werk und Wirken längst auch eine zeitgeschichtliche Quelle, ein Zeuge aus Zeiten, die Geschichte geworden sind.

Ist es Zufall, dass die Neuausgabe seiner berühmt gewordenen wöchentlichen Radiokommentare «*Eine Chronik des Zweiten Weltkrieges*» (Orell Füssli, Zürich) eben jetzt vorgelegt wird, da sich die Kunstmuseen in Aarau, Winterthur und Zürich um die kunsthistorische Dokumentation der dreissiger Jahre bemühen? Der Besucher dieser Ausstellungen geht durch

eine zerrissene, von Dissonanzen beherrschte optische Vergegenwärtigung einer Epoche, die für die Nachgeborenen abgelebt, vielfach auch auf eine simple Formel gebracht ist. Die Gegenwart ist weniger einfach, und die Vergegenwärtigung der dreissiger Jahre im Zürcher Kunsthaus macht das auch für jene abgelebte Epoche deutlich. Das klassisch Schöne, das edel Geformte steht da neben Zerrissenheit, neben Untergangsvisionen und Alpträumen in Farbe. Von den Wänden springen den Besucher Plakate der verschiedensten politischen Gruppierungen an, es geht um Lohnabbau und Armeekredite, um Neugestaltung und ums Bewahren; in der Kunst und in der Architektur geht es um den Kampf bedrohter Idylle gegen avantgardistische Moderne. Anpassung oder Widerstand, ein zentrales Thema der Schweiz in den dreissiger Jahren, sichtbar gemacht auch im bunten Fries der Titelblätter des «*Nebelspalter*», hat seine Spuren in der Kunstszene jenes Jahrzehnts. Der Versuch, in der Landesausstellung 1939 Herkommen und Selbstverständnis, Wehrwillen und Selbstbewusstsein zu stärken, wird ebenso in Erinnerung gerufen wie Bundesrat Philipp Etters Rede zur Mobilmachung am 1. September 1939. Sie ist als Tondokument aus einem altertümlichen Empfangsgerät zu vernehmen, einem jener Apparate, aus denen alsbald jeden Freitag von 19 Uhr 10 bis 19 Uhr 25 die Stimme des Professors von Salis zu vernehmen war.

Die Ausstellung ist ein optischer und akustischer Hintergrund, ein Bühnenbild geradezu, das die «*Weltchronik*» von J. R. von Salis situiert. Er hat sie, anlässlich der ersten Buchausgabe

1966, «*den heute Jungen gewidmet, damit sie wissen, wie es war, was wir dachten, wie wir sprachen*». Ich möchte die Widmung gerne erweitern: Journalisten und Kommentatoren, die sich mit der heute entstehenden Geschichte befassen, die über Nachrüstung und Abrüstung, Polenkrise und spionierende Unterseeboote, Space Shuttle und Dritte Welt nicht nur den anfallenden Nachrichten entlang berichten, sondern zusammenfassende Kommentare dazu verfassen, haben hier ein unschätzbare Lehrbuch. Man müsste die «*Weltchronik*» zusammen mit dem Nachrichtenmaterial, auf das sie sich stützen konnte (es war oft genug dürftig, tendenziös, auch widersprüchlich) zum Gegenstand journalistischer Weiterbildungskurse machen. Ihr Verfasser gibt im Vorwort ein paar Hinweise auf die Bedingungen, unter denen seine Wochenberichte entstanden sind. Dazu gehören zum Beispiel die «*Richtlinien für die Programmgestaltung im heutigen Zeitgeschehen*», die das zuständige Departement am 20. Juli 1940 erliess und die für alle Mitarbeiter des Schweizerischen Rundfunks verbindlich waren. Sie sind vier Wochen nach dem Abschluss des deutsch-französischen Waffenstillstandes in Kraft gesetzt worden, also in dem Zeitpunkt, als die Schweiz rings von den Achsenmächten umschlossen war. Was aber das Nachrichtenmaterial betrifft, das dem Kommentator für seine Berichte zur Verfügung stand, so waren das eben die Nachrichten der Kriegsparteien, hin und wieder vielleicht die Berichte unabhängiger Korrespondenten, regelmässig die Lageberichte des Obersten Oskar Frey in den «*Basler Nachrichten*» und des ehemaligen

bayerischen Offiziers Franz Carl Endres in der «Weltwoche», die von Salis nebst anderen dankbar erwähnt. Vor allem aber, das wird deutlich, hat er sich zu Besonnenheit, ruhiger Überlegung, Einordnung der Aktualitäten in umfassendere geschichtliche Zusammenhänge auch dann bemüht, wenn ihm Hoffnung oder Nieder geschlagenheit, oft auch helle Empörung die Feder führen wollten. Ich denke, er hat mit seiner «Weltchronik» ein Beispiel dafür gegeben, was *Objektivität der Berichterstattung* sinnvollerweise bedeutet. Ein seither nicht mehr erreichtes Beispiel, bleibt beizufügen, und leider muss befürchtet werden, es werde als anzustrebendes Ideal gerade dort nicht durchaus anerkannt, wo die Kultur objektiver journalistischer Kommentierung am meisten darniederliegt.

Zwei Beispiele nur möchte ich aus dem umfangreichen Kompendium dieser Radio-Kommentare (einem Drittel der ursprünglichen Textmasse) herausgreifen. Als Hitlers Triumph am grössten, Frankreich gefallen und geknechtet, England unter mörderischem Beschuss, ganz Europa bis nach Griechenland unter der Kontrolle der Achsenmächte war und der Angriff auf die Sowjetunion bevorstand, in einer Phase des Krieges also, in der «objektiv» wenig oder nichts dafür sprach, dass sich das Blatt wenden könnte, sagte J. R. von Salis, es war die Sendung vom 13. März 1941, gerade der Zusammenbruch Frankreichs habe in Amerika einen Stimmungsumbruch bewirkt. Und da England ganz allein noch unter dem Bombenhagel ausharre, wachse in den Vereinigten Staaten die Bereitschaft zur Hilfe. Freiheit und Demokratie zu retten, werde im

amerikanischen Volk mehr und mehr als Verpflichtung empfunden. In Berlin und Rom, so fügte der Chronist bei, halte man jede Hilfeleistung für England für zu spät. Das Ziel der Achsenmächte, logischerweise, sei die rasche Entscheidung durch wuchtige Aktionen. Die Amerikaner ihrerseits seien sich bewusst, dass ihr Potential erst 1942 oder gar erst 1943 zur höchsten Wirkung kommen werde. Also komme es für England und für die Widerstandsgruppen, die sich in Frankreich gebildet hatten, darauf an, so lange wie nur möglich auszuharren. Dies die Sachlage, wie sie die «Weltchronik» festhält, wohlverstanden ein viertelstündiger Radiokommentar aus der Zeit selbst, nicht aus beruhigender Distanz, sondern aus der schweizerischen Enklave im Machtbereich der siegreichen Diktatoren. Es ist alles belegbar, es ist nichts verschwiegen, was man bei aufmerksamer Lektüre der Bulletins und der Nachrichten wissen konnte. Aber es ist auch, mit umsichtiger Hand, in Zusammenhänge gestellt, die – wie wir jetzt wissen – zuletzt wichtiger waren als der Augenblickserfolg.

In der «Weltchronik» vom 24. Dezember 1943, als sich das Blatt gewendet hatte und informierte Beobachter nicht mehr daran zweifelten, dass Hitler den Krieg nicht mehr gewinnen konnte, besann sich der Chronist auf die Leiden und die Zerstörung auf beiden Seiten der Fronten, auf die Zusammenbrüche alter Ordnungen, auf den Trümmerhaufen, der das alte Europa zudeckte. Worauf sich eine Zukunft nach dem Kriege gründen könnte, wird mit Vorsicht und Zurückhaltung erwogen: nicht auf Macht allein. Und da es der Kalender fügte,

dass die Orientierung über das Weltgeschehen auf den Heiligen Abend fiel, schloss J. R. von Salis mit den Sätzen: «*Den Menschen geschieht nur ein Wohlgefallen, wenn sie im Herzen den Frieden haben und nicht auf neue Kriege sinnen. Auch das am tiefsten gesunkene, auch das kleinste Land kann, wenn es an den Wiederaufbau einer zerstörten Welt geht, sich als eine geistige Grossmacht bewähren.*» Nicht verschwiegen sei hier, dass der Chronist unmittelbar nach dem Friedensschluss – in einem Artikel in der «*Neuen Zürcher Zeitung*» – Zerwürfnisse zwischen den Siegern und also düstere Zukunftsperspektiven voraussah.

Genug der Reminiszenzen! Wer sich

auf das einlässt, was da auf weit über fünfhundert dichtbedruckten Seiten von jenen wöchentlichen Kommentaren zum Weltgeschehen erhalten geblieben ist, wird gefesselt von der Dramatik der Ereignisse, aber auch von der Person des Chronisten, der aus der aktuellen Lage heraus, aus der Position des Beobachters im «Auge des Hurricans» Objektivität und Gerechtigkeit des Urteils sucht. Noch einmal sei es gesagt: eine Hohe Schule für Publizisten. Der diese «*Weltchronik*» schrieb, ist ein verlässlicher Zeuge und ein aufmerksamer Gesprächspartner dazu. Unser Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag ist Dank.

Anton Krättli

In jedes Auto gehört eine Schaffhauser Autoapotheke

Unsere
verschiedenen
Modelle sind in
Apotheken und
Drogerien erhältlich



IVF

Internationale Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen

8212 Neuhausen am Rheinfall